

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 111 (1985)
Heft: 3

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

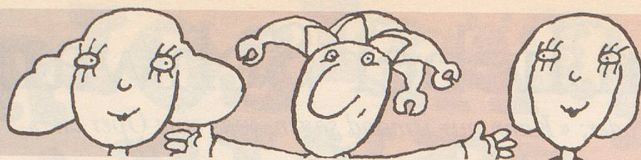
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Grossfamilie Ochsner

Mit der Küchenplanung ist es heutzutage so eine Sache. Zwar ist alles, was man gestern zu brauchen meinte, eingepackt in fugendichte Kombinationen. Pfannen und raffinierte Küchenmaschinen, Backblech und Salatöl rollen einem auf lautlosen Auszügen entgegen, wie von Zauberhand bewegt. Und alles ist so wunderbar pflegeleicht und steril, dass, was ein erfolgreicher Desi-

Von Tessa Daenzer

gnier sein will, unbedingt auch zerbeulte Emailpfannen und dünne Kräuterbüschel über dem Keramikochfeld aufhängen muss. Einer liess sogar einige Hühner los und streute Stroh und zerbrochene Eier auf den versiegelten Fussboden. Im Katalog natürlich.

In Wirklichkeit hat «me», die durchschnittliche Hausfrau in einer Normküche, für solche romantischen Planungsrosinen gar keinen Platz mehr. Platz braucht «me» gegenwärtig nämlich dringend für den Familienzuwachs des Kehrichtsackes. Dieser hat in letzter Zeit eine wahre Bevölkerungs- respektive Kübelexplosion mitgemacht, und seine Grossfamilie ist längst ausgebrochen aus dem knapp bemessenen Séparée in der Kombination. Zudem ist der gute alte Sack auf strengste Diät gesetzt und schluckt nur noch nach reiflicher Bedenkzeit ein Häppchen oder zwei, die garantiert von keinem seiner Able-

ger beansprucht werden könnten. Ein etwas komplizierter Hausgenosse!

Zurzeit betreut «me» 9 (neun!) seiner Nachkommen in Form von Behältern aller Art. Als Frau von heute, an der die rasante technische Entwicklung nicht spurlos vorübergegangen ist, sammelt «me»: Altpapier, Wegwerfflaschen, Joghurtgläser samt Dekkeli, Aluminium, Büchsen und andere Metalle, Eiercartons, Batterien, Rüstabfälle und, als neueste Errungenschaft, nicht brennbares Plastik. Damit mir nicht Aufklärungsbegierde anläuten: Ich habe in der Schule auch nicht gelernt, auf diesem Sektor Brennbares von Nichtbrennbarem zu unterscheiden. Aber sammeln wir trotzdem! Die Massenmedien werden uns zu gegebener Zeit erleuchten, wie bisher. «Me» ist bildungsfähig und bleibt in Sachen Recycling am Ball, ehrlich!

Nur, etwa in einer Sortierpause, stellt «me» sich vor, was wohl Herr Ochsner heute zur Metamorphose seiner prächtigen Erfindung sagen würde. Im Zeitalter des Computers sind wir ja fast wieder dort angelangt, wo er einstens startete. Auch in meiner Mutter Küche standen Körbe, Schachteln, Kistchen und Büchsen herum, worin säuberlich alles aufbewahrt wurde, was mangels Kehrichtverbrennungsanlage gestapelt und irgendwann wiederverwertet wurde. Es hatte darunter auch Abfälle, die heute gediegen als «organisch» bezeichnet werden – und die nach wie vor einfach stinken. Wie war man seinerzeit gerade deshalb froh über die wunderbare Erfindung des Kehrichtkübels!

Aber «me» bricht deshalb nicht etwa in Nostalgie aus, bewahre! Vielleicht jedoch in Entzücken, weil jetzt auch meine durchgeplante Küche mit ihrer behelfsmässigen Ochsner-Armada einen Hauch von Romantik aufweist, a touch of secret beauty.

Die Arche «Habib»

Auf die zweitägige Überfahrt mit dem Fährschiff von Genua nach Tunis habe ich mich seit einem halben Jahr gefreut. Eine Dreierkabine ist gebucht und bezahlt, und als der Moment kommt, wo wir mit dem guten alten Peugeot im Hafen von Genua eintrudeln, erhöht sich mein Pulsschlag spürbar. Es ist 14 Uhr, ein strahlend blauer Himmel spiegelt sich im weniger blauen Meer, und einige Riesendampfer schaukeln unbeschäftigt am Kai. Wo befindet sich unser tunesischer «Habib?»

Wie befohlen sind wir drei Stunden vor Abfahrt da, aber vom Traumschiff keine Spur! Spuren dagegen anderer Art: Die Berber sind von ihrer Pilgerreise nach Mekka zurückgekehrt. Vor zwei Tagen haben sie vom Hafengelände Besitz ergriffen. Zelte stehen im bunten Durcheinander, es wird gekocht, gebraten, gewaschen, gespielt. Kinder liegen sich in den Haaren, Schafe und Ziegen jagen um die Autos, Hühner gackern, und ein Gestank von Hammelfleisch, Fischsuppe und Pfefferminztee schleppt sich durch die sonst schon dicke Luft. Die Wagen sind beladen mit Kochherden, Wasch- und Nähmaschinen, Betten, Liegestühlen, Trommeln und Flöten.

Um 19 Uhr soll die «Habib» in See stechen, aber erst gegen 22 Uhr kommt sie angeschwommen. Hochmütig, gelangweilt, unsympathisch. Während einer Stunde speit sie ihre Fracht aus, wird danach für eine weitere Stunde gesperrt, zwecks Aufklärung eines Mordes, der an Bord passiert sein soll, und dann sind wir an der Reihe. Das heisst: die Mekkapilger!

Da fahren sie also mit ihren überladenen Vehikeln in den Schiffsbauch, ein Polizist kontrolliert zuvor mit einer mächtigen Schublehre die Höhe der Fracht, und natürlich muss da und dort etwas umgeladen werden, auf Wagen mit niedrigerem Ballast. In dieser Zeit gehen Kinder verloren, ein Hund hat sich in der Hose eines Carabiniere festgebissen, und ein Esel beisst das Schiffstau durch. Das Chaos ist perfekt.

Anschliessend wird uns die Ehre zuteil, einzufahren. Es geht nun rassig voran, und selten noch habe ich mich so inbrünstig nach

einer Liege gesehnt. Vorerst, sagt der Steward, müssten wir im Restaurant warten, bis wir aufgerufen würden zum Bezug unserer Kabine. Es vergeht eine weitere Stunde, ohne dass sich etwas tut. Mir schwant Übles! Zu Recht: Die Pilger haben das Schiff gestürmt. Kein Plätzchen, wo man nicht über sie stolpert. Sie sind einfach überall, auch in unserer Kabine. Um unser Recht zu kämpfen wäre zwecklos, man müsste das Schlimmste befürchten.

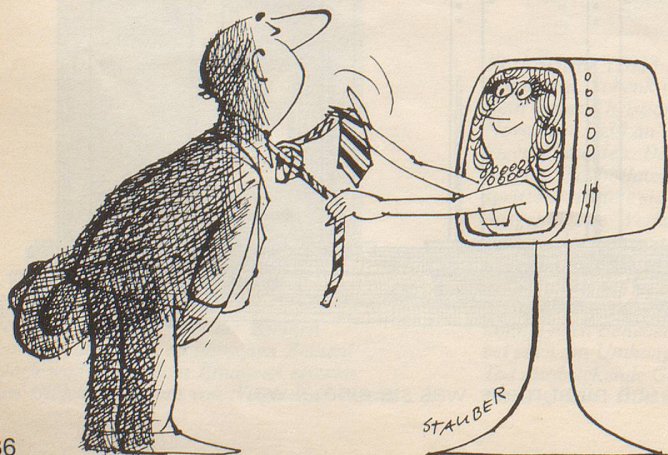
Das Restaurant, in dem wir warten und hoffen, wird bald darauf geschlossen, und wir müssen uns verdrücken. Wohin? Es gibt in dieser Herberge keinen Platz für müde Touristen. Die «Habib» keucht längst mitten im Meer, und um die Misere vollkommen zu machen, bricht ein fürchterlicher Sturm los. Haus hohe Wellen überfluten unseren Kahn.

«Venez», sagt der kleine Kellner, der aussieht wie Charles Aznavour. Er hat Mitleid und führt uns aufs oberste Deck, wo sich rings um das mächtige Kamin die Hundeböden scharen. «Bitte, das ist der einzige Platz, wo sie Ruhe haben», tröstet er. Ein schmaler Gang, ein bisschen Wellblechdach und noch vier weitere ausgestossene Touristen. Wahrlich, eine fürstliche Bleibe!

«Allah», sage ich, «schenk mir eine Seele, die kein Murren kennt, und kein Seufzen und Klagen. Schenk mir Sinn für Humor und lass mich diesen Scherz verstehen, damit ich ein wenig Glück kenne auf diesem Schiff, um andern davon zu berichten.» Leni Kessler

Blick zurück ...

Als ich am 1. Dezember 1928 heiratete, fand die Trauung in der Fraumünsterkirche in Zürich und nicht in der Kirche meines Wohnortes statt. Meinen Verlobten störten die alten Sitten, die damals noch in Bachs herrschten: getrenntes Sitzen, zu gegebener Zeit aufstehen und von der Männerseite auf die Frauenseite gehen, um dort mit einer gut sichtbaren Verbeugung die Braut aufzufordern, zum Traualtar zu kommen, etc. Meinen Angehörigen passte die auswärtige Trauung nicht. Die Sippen von Niederweningen und Oberhasli konnten nicht eingeladen werden. – Mutter hoffte übrigens lange, mein Verlobter würde in





Dielsdorf eine Stelle annehmen, und ich müsste dann nicht in den Kanton Solothurn umziehen, der ihr so weit weg schien wie der Kaukasus!

Auch der Pfarrer, der mich konfirmiert hatte, versuchte mich in der Heimat zu behalten. Ich wusste, dass mein Wegzug die Mutter schmerzte. Der Geistliche gab mir dies zu bedenken und schloss seinen Worten viele Ermahnungen an.

Als drei Wochen vor der Heirat von der Kanzel verkündet wurde: «Die Trauung findet leider in der Fraumünsterkirche in Zürich statt», mussten sich alle damit abfinden. Aus jedem Haus in unserem Dörfchen bekam ich ein Geschenk; einen grossen Suppenschöpflöffel, eine riesige Schaumkelle, eine Bratgabel – lauter Gegenstände aus Zinn. Jemand brachte mir eine dreistöckige Tortengarnitur. Von den ledigen Burschen bekam ich einen Kupferstich, ein Liebespaar darstellend, mit der Inschrift «Auf ewig Dein». Meinem Verlobten gefiel das Bild nicht, es sei «kitschig». Mir bedeutete es viel, und ich besitze es heute noch. Bei der Entgegennahme der Geschenke gab es Abschiedstränen, und so wurde mir das Heimweh schon ins Herz gepflanzt.

Als wir bei der Voranmeldung im Büro des Pfarrers der Fraumünsterkirche sass, setzte ich zum ersten Mal meinen Willen durch. Als er fragte, ob an der Hochzeit geläutet werden solle, antwortete ich spontan: «Jawohl, mit allen Glocken, und zwar ein- und ausläuten.» Viel, viel später sagte die Mutter einmal zu mir: «Im Dorf wäre alles gratis gewesen.»

Am Samstag, 1. Dezember 1928, um 10.30 Uhr fand im Raume des Zivilstandsbeamten in Zürich die Ziviltrauung statt. Um 11 Uhr läuteten die Glocken der Fraumünsterkirche. Wir fuhren mit einem Auto zur Kirche; es lag Schnee und war eiskalt. Bevor er ausstieg, zog mein Mann seinen Überzieher aus und legte ihn auf den Autositz.

Die Trauung begann. Als der Pfarrer am Traualtar von meinem Mann den Eheschein des Zivilstandsbeamten verlangte, wurde der Bräutigam verlegen. Alle Taschen tastete er ab. Plötzlich fiel ihm ein, dass das verlangte Dokument im Überzieher im Auto war! Er winkte dem vier Meter von ihm entfernt stehenden Sigristen und wollte ihn zum Wagen schicken. Doch der dringend Benötigte tat keinen Wank, trotz

immer deutlicherer Gesten. Plötzlich rannte mein Mann durch den Mittelgang der Kirche zum Auto, um die Papiere zu holen. Ich stand allein mit dem Pfarrer am Traualtar und bewegte mich nicht.

Grosse Verblüffung hüben und drüben. Meine Kameradinnen von der Frauenarbeitsschule kicherten, wie es eben junge Mädchen fertigbringen. Meine Angehörigen auf der andern Seite wussten nicht, was da vor sich ging. Die Orgel spielte nicht mehr, und es herrschte Totenstille in der Kirche. – Damals hatte ich noch gute Nerven. Ich wusste, dass der Mann wiederkommen würde, und blieb ruhig. Die kirchliche Trauung ging nach diesem Unterbruch weiter.

Beim Hochzeitsessen im «Zürhorn» wurde das Vorkommnis entsprechend glossiert. Der Brautführer (Bruder) neckte mich: «Im Dorf wäre das nicht passiert!»

Von Zeit zu Zeit gehen mein Mann und ich nach Zürich in die Fraumünsterkirche, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Im Geiste sehe ich jedesmal, wie ich mit dem Pfarrer allein vor dem Traualtar stand.

Rosel Luginbühl

Klagen, ohne zu leiden

Ich fahre seit einigen Jahren Patienten zum Arzt, zu Therapien und Bestrahlungen. Vor allem Bestrahlungen dauern meist längere Zeit. Man lernt sich näher kennen, es entstehen Bindungen, es entwickelt sich ein Vertrauensverhältnis. Immer wieder findet man Namen von Menschen, die man kennt, in den Todesanzeigen. Das berührt.

Es gibt Menschen, die nicht von ihrer Krankheit reden. Andere schätzen es, ihre Sorgen und Ängste abzuladen, sich auszusprechen. Da hört man zu. Auch als medizinischer Laie ahnt man oft, wie schwer eine Krankheit ist, wie gross oder klein die Heilungschancen sind.

Es fällt auf, dass vor allem wenig gefährdete Leidende am meisten klagen. Von Patienten, die schwer geschädigt sind, bekommt man auf die Frage: «Wie geht es Ihnen?» meist die Antwort: «Danke, ich bin zufrieden.»

Von einer Patientenfahrt zurückgekehrt, staunt man immer

wieder, wie man sich als Gesunder über Nichtigkeiten aufregen kann. Klagen, ohne zu leiden, scheint eine schöne Beschäftigung von uns Gesunden zu sein.

Ich habe meine Mutter zeit meines Lebens nur im Rollstuhl gekannt. Als ich sechzehn Jahre alt war, starb sie. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie je geklagt hätte. Nur einmal hörte ich sie sagen, für sie sei das schrecklichste Wort «unheilbar». Sie litt an MS – multipler Sklerose.

Hedy Gerber-Schwarz

Eine Art Visitenkarte

Druckfehler lassen sich sicher nie ganz vermeiden; weder Tageszeitungen noch Wochen- oder Monatszeitschriften werden von ihnen verschont. Ab und zu ein Druckfehler, das gehört demassen zum Alltag, das gehört gelegentliche Launen des Druckfehlerteufels kaum auffallen.

ECHO AUS DEM LESERKREIS

Nie zu alt, um zu lernen
(Nebelspalter Nr. 50)

Liebe Frau Gerber

Es gibt Leute, die im Bewusstsein leben, alles zu wissen, alles zu können. Andere leben nach der Devise: «Man ist nie zu alt, etwas zu lernen.» Für diese sind die angeprangerten Kurse eine Fundgrube an Entdeckungen, Erfahrungen, Erkenntnissen. Kompostierkurse werden zum Beispiel durchgeführt für jene Leute, die nach einer sinnvollen Verwertung der organischen Abfälle fragen; für all jene Unsicheren, welche schon lange kompostieren, aber zweifeln, ob sie es auch ganz richtig anpacken; für all die vielen, die bisher Garten- und Küchenabfälle der Kehrtafelübergabe, den Garten dafür mit zugekaufter Komposterde versorgten und nun des Widersinns ihres Tuns inne geworden sind. – Ist es so ganz abwegig, solche Kurse anzubieten? Ich habe den Verdacht, liebe Frau Gerber, dass Sie auch noch allherhand lernen könnten. Wie alt lassen Sie beispielsweise Ihren Kompost werden? Ist Ihnen bekannt, dass der Kompost je jünger, um so wirksamer ist? Ich könnte noch einige solcher Prüfungsfragen stellen, doch will ich Sie ja nicht in Verlegenheit bringen.

Übrigens: Fixleintuchkurse werden für Frauen angeboten, die aus ihren gewöhnlichen Leintüchern Fixleintücher nähen möchten. Mit etwas Phantasie oder gutem Willen hätten Sie den Nebel selber spalten können. Aber es ging Ihnen wohl nur darum, etwas in Frage zu stellen, wonach Sie kein Bedürfnis haben.

Mit freundlichen Grüßen

Elsbeth Senn

Wer ist der Meister?

(Nebelspalter Nr. 50)

Ilse Beiträge waren schon immer gut. Ihre «Schwächen» aber sind ein besonderer Wurf.

Wer kennt dieses Hin- und Hergerissen-Werden zwischen Hingehen und Bleibenlassen nicht!

Eines aber, liebe Frau Frank, möchte ich halt so brennend gern wissen: Wer ist dieser Meister, der eine Zugviertelstunde von Ihnen entfernt liest? Wüsste ich's, könnte ich mir das nächste Mal auch überlegen, ob ich hingehen wollte. Ich glaube sogar, ich ginge. Oder nein, wahrscheinlich bliebe ich daheim.

Eva Vögeli

Der Name des Verehrten wird auf dem Korrespondenzweg gerne bekanntgegeben!

Ilse